

Zeitschrift: Jahresbericht / Schweizerisches Landesmuseum Zürich
Band: 3 (1894)

Artikel: Die Rückführung der Glasgemälde-Sammlung von Johann Martin Usteri von Zürich an ihren ursprünglichen Standort

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-395216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Rückführung der Glasgemälde-Sammlung von Johann Martin Usteri von Zürich an ihren ursprüng- lichen Standort.

Unter den von kunstsinnigen Schweizern angelegten, nach ihrem Tode ins Ausland verkauften Sammlungen, deren Verlust für unser Land immer wieder bedauert wird, nehmen diejenigen von *Johann Martin Usteri* von Zürich den ersten Rang ein.

Martin Usteri, Maler und Dichter, geboren 1763, gestorben 1827, war als begeisterter Sammler alter Kunstwerke seiner Zeit, oder richtiger gesagt, seinen Landsleuten weit voraus. Während sein berühmter Mitbürger Lavater in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts Kisten voll der schönsten schweizerischen Glasgemälde an den Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau schickte (welche sich jetzt in dem „Gotischen Haus“ zu Woerlitz bei Dessau befinden), und gleichzeitig reisende Engländer in der Ost- und Central-schweiz hunderte von Scheiben aufkauften, um sie zu Hause als Zierden ihrer Landhäuser zu verwenden, scheint Usteri der einzige Schweizer gewesen zu sein, der Verständnis und Aufopferung genug besass, sich dieser verkannten Schätze anzunehmen. Was er nicht kaufen konnte, zeichnete er, und seine im Künstlertütli in Zürich aufbewahrten, direkt nach den Originalen angefertigten, oder Chroniken und andern Dokumenten entnommenen Abbildungen, bilden ein wichtiges Material für die Kultur- und Kunstgeschichte unseres Landes. Was Usteris Biograph, David Hess, in kurzen Worten über seine Sammlungen sagt, genügt, um einen Begriff von ihrem Werte zu geben. Hess schreibt:

„Usteri's Nachlass enthält, neben seinen eignen literarischen Arbeiten, eine ungewöhnlich grosse Anzahl von Auszügen und Abschriften alter Dokumente, Jahrzeitbücher, historischer und genealogischer Notizen aller

Art. Z. B. hat er das auf der Zürcherischen Stadtbibliothek aufbewahrte Original-Manuscript der Edlibachischen Chronik, in welches er alle an andern Orten von Edlibach noch aufgefundenen Notizen sorgfältig eintrug, für seinen eignen Gebrauch vollständig und prachtvoll abgeschrieben. Von seinen mehr und minder ausgeführten *Zeichnungen*, deren er doch so viele freigebig zu verschenken pflegte, sind, mit Inbegriff höchstflüchtiger erster Entwürfe und seiner Studien aus dem Mittelalter, gegen viertausend Stück vorhanden. Alle diese Schriften, Skizzen und Zeichnungen werden von seiner Familie unzertrennt und als ein Heiligthum aufbewahrt. Seine *Bibliothek* hingegen wurde öffentlich versteigert und grösstentheils in's Ausland zerstreut, indem von dorther die höchsten Gebote eingingen. Seine gegen zehntausend Stück betragende Sammlung von *Kupferstichen*, *Aetzdrucken* und *Holzschnitten*, worunter sich viele seltene Blätter befanden, wurde von der Kunsthandlung Buffa zu Amsterdam in Bausch und Bogen erstanden.“

Von den *Glasmalereien* ist hier nicht die Rede, allein theils aus mündlichen Überlieferungen von Familienmitgliedern und Freunden, theils aus Usteris hinterlassenen Zeichnungen von Scheiben wusste man, dass er eine bedeutende Anzahl solcher Kunstwerke besessen hatte, die von seinen Erben an einen fremden Altertumshändler verkauft worden und seitdem verschollen geblieben waren. Von Zeit zu Zeit und namentlich seit die Bestrebungen für die Erhaltung vaterländischer Altertümer durch die Bundeshülfe und die Errichtung des schweizerischen Landesmuseums wirksame Gestalt angenommen haben, tauchte in den antiquarischen und künstlerischen Kreisen Zürichs die Frage auf, wohin diese Sammlung von Glasmalereien gekommen sein möge. Den genauen Umfang der Usterischen Sammlung kannte man nicht; es hiess bloss, dass diese bei dem Verkaufe mehrere Kisten gefüllt habe. Über die Qualität der Scheiben war man ebensowenig im klaren, es liess sich dagegen annehmen, dass ein so feiner Kopf und erfahrener Sammler wie Martin Usteri eine sorgfältige Auswahl getroffen haben werde, in einer Zeit, wo schöne Kabinettscheiben verschenkt oder um wenige Franken das Stück verkauft wurden. Einzig von sechs Glasgemälden von 1519, die sich ursprünglich in dem Refektorium des Augustiner-Klosters

in Zürich befunden hatten, wusste man bestimmt, dass sie in Usteris Besitz gewesen waren, weil in einem Sammelband, überschrieben: „Artistische Kollektaneen“, im Besitz der Zürcherischen Künstlergesellschaft, die Originale von ihm selbst als sein Eigentum bezeichnet werden. Von den sechs Scheiben dieser Serie finden sich in dem Nachlass Usteris drei vollständige Abbildungen in Aquarell, nebst einer Anzahl Kopien anderer Glasgemälde, teils bloss in Federzeichnung, teils koloriert, von denen man vermuten durfte, dass sie ebenfalls Usteri gehört hatten, allein mit Bestimmtheit liess sich nichts sagen.

Ein glücklicher Zufall führte im Frühjahr zur Entdeckung der Usterischen Sammlung und zwar an einem Orte, wo man sie am wenigsten gesucht hatte. Mitte Februar erschien in verschiedenen schweizerischen Zeitungen eine Reklamenotiz des Inhalts, dass bei dem Kunstauktionator J. Grünfeld, 9, Kochstrasse in Berlin, eine Anzahl Schweizerscheiben, aus einem schlesischen Schlosse stammend, zur Versteigerung gelangen werden. Der von der Direktion des Landesmuseums telegraphisch verlangte Katalog enthielt zwei mangelhaft ausgeführte Tafeln, die neuerdings die Wahrheit des Spruches bestätigen, dass eine schlechte Abbildung besser ist, als eine gute Beschreibung. Herr Professor Rahn erkannte an einer der abgebildeten Scheiben die von Martin Usteri beschriebene „Augustinerserie“ von 1519. Der Text des Grünfeldschen Kataloges gab keine weitere Aufklärung, weil ohne Specialkenntnisse abgefasst; immerhin ging daraus hervor, dass man es thatsächlich mit einem Teil des Usterischen Nachlasses zu thun hatte. Die Zeit drängte, und da die verfügbaren Mittel des Landesmuseums ein kräftiges Eingreifen auf der bevorstehenden Auktion nicht erlaubt hätten und auf einen Extrakredit in Bern kaum zu rechnen war, beschloss der Präsident der eidgenössischen Kommission der Gottfried Keller-Stiftung, Herr Privatdocent C. Brun, durch Präsidialentscheid die Beteiligung an der Auktion in Berlin und stellte dem Direktor des Landesmuseums hiefür einen Kredit von 30,000 Mark zur Verfügung, womit man hoffen durfte, das Wesentlichste erwerben zu können.

Die Versteigerung fand am 26. Februar statt und war schlecht besucht. Lokale Liebhaber zeigten sich nicht, weil das Grünfeldsche Auktionsgeschäft noch verhältnismässig jung und unbekannt ist, und aus der Schweiz waren bloss zwei Händler da, die Herren Antiquar Sattler von Basel und Goldschmied Dick von Vevey, die bereitwillig auf eine Abmachung zur Verhinderung gegenseitiger Konkurrenz eingingen. Von den achtzehn Scheiben, die, wie sich nachher herausstellte, aus der Usterischen Sammlung stammten, wurden die elf besten erworben, und zwar zu Preisen, die selbst unter den bescheidensten Erwartungen blieben. Es waren vier grosse Scheiben der Augustinerieserie von 1519, zwei Kirchenfenster von 1508, S. Johannes und S. Felix darstellend (letzterer im Katalog als S. Dionysius bezeichnet), zwei Prälatenscheiben von Rüti und Einsiedeln aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, eine Scheibe mit dem Wappen der zugewandten Stadt Rottweil in Schwaben und zwei kleinere zürcherische Wappenscheiben des 17. Jahrhunderts, das Ganze zum Preise von nicht ganz zehntausend Franken, alle Spesen inbegriffen. Auf den Antrag der eidgenössischen Kommission der Gottfried Keller-Stiftung beschloss der Bundesrat, die elf Scheiben in dem Landesmuseum aufzustellen.

Es ist selbstverständlich, dass der Direktor in Berlin selbst alle Anstrengungen machte, in Erfahrung zu bringen, aus welchem Schlosse in Schlesien die Scheiben kamen, indem kein Zweifel mehr darüber walten konnte, dass es sich hier um die Usterische Sammlung handeln musste, und sich aus der Unvollständigkeit der Augustinerieserie der Schluss ziehen liess, der Rest müsse noch irgendwo vorhanden sein. Die dem Auktionator überbundene Diskretion und seine Geschäftsinteressen erlaubten ihm aber nicht, die gewünschte Auskunft zu erteilen. Dagegen gab Herr Grünfeld zu, dass noch eine grosse Anzahl Scheiben sich an Ort und Stelle befänden, die vielleicht später ebenfalls zur Versteigerung gelangen würden.

In Berlin war es inzwischen bekannt geworden, dass auf der Auktion Grünfeld wertvolle Schweizerscheiben spottbillig an das neue Landesmuseum in Zürich verkauft worden seien, und die Liebhaber solcher Dinge machten sich Vorwürfe, die Versteigerung nicht besucht

zu haben. Auf eine gleich günstige Konjunktur bei einer zweiten Auktion war also, was Berlin selbst anbetraf, nicht mehr zu rechnen; die Befürchtung lag vielmehr nahe, dass, nachdem der Einkauf in der Schweiz bekannt geworden, auch von dort aus Privatreflektanten sich zeigen und ähnliche Treibereien entstehen würden, wie auf den Auktionen Bürki, Felix und Vincent. Das wäre insofern für die Interessen des Landesmuseums fatal gewesen, als mit Sicherheit anzunehmen war, dass dieses sich an einer grössern Auktion nur mit einer bescheidenen Summe hätte beteiligen können und ihm dabei die besten Stücke wahrscheinlich entgangen und die zweiten Ranges zu teuer zugeschlagen worden wären. Es handelte sich also darum, falls der unbekannte Eigentümer den Rest seiner Scheiben wirklich noch zu verkaufen gedachte, *eine öffentliche Versteigerung zu verhindern und den ernstlichen Versuch zu machen, eventuell einen Kauf aus freier Hand abzuschliessen.*

Zu diesem Zwecke musste aber zuerst in Erfahrung gebracht werden, woher die bei Grünfeld verkauften Scheiben stammten und wem sie gehörten, und zwar ohne Verzug. Ein glücklicher Zufall verhalf auf die richtige Spur. Unterm 24. Februar war in der „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“ in Basel folgende Notiz erschienen :

„Aus der Kunstwelt. Mehrfachen Zeitungsberichten zufolge bringt J. Grünfeld in Berlin am 27. und 28. Februar 1894 eine Sammlung alter Glasgemälde der Schweiz aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert unter den Hammer. Die Glasgemälde stammen aus einer historischen Burg Schlesiens und waren dort an den Fenstern angebracht. Offenbar handelt es sich hier um die seinerzeit im grossen Rittersaale der Gröditzburg ausgestellten Gemälde, die allerdings zum Herrlichsten und Farbenprächtigsten gehören, was das Auge des Kunstfreundes entzücken kann. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch, als er vor zehn Jahren unvermuteterweise in jenem prächtigen Palast die heimischen Wappenschilder von den Fenstern grüssen sah. Fast meterhohe, vorzüglich erhaltene Scheiben aus der besten Zeit, das Luzerner Wappen mit Leodegar, Uri mit zwei Landsknechten als Schildhalter u. s. f., auch einige Scheiben mit dem von edlen Engelsgestalten gehaltenen Savoyer Kreuz haben sich vor allem dem Gedächtnis eingepägt. Hier böte sich eine Gelegenheit für Schweizer Sammlungen zur Erwerbung schöner Stücke, die sicherlich bei Kennern wie bei Laien die grösste Freude erregen würde.“

Diese Notiz rührte, wie sich nachträglich herausstellte, von einem der Redakteure selbst, Herrn Dr. Fritz Baur, her. Die Wahrscheinlichkeit

sprach dafür, dass die Vermutung der „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“ richtig sei, weshalb die Direktion sich sofort an Frau Minister Roth in Berlin wandte, mit der Bitte, ausfindig machen zu wollen, wem die Gröditzburg gehöre. Beim Eintreffen der Anfrage in Berlin befand sich an der gastlichen Tafel unseres Ministers gerade ein preussischer Edelmann, der den Besitzer des Rittergutes Gröditzberg, Graf E. Henckel von Donnersmark, Generaladjutant des Grossherzogs von Sachsen-Weimar, persönlich kannte. Es entspann sich darauf infolge der bezüglichen Mitteilungen von Frau Minister Roth eine längere Korrespondenz zwischen Graf Henckel und dem Direktor, die mit der Einladung an letzteren endigte, die Scheiben auf Gröditzberg zu besichtigen, indem allerdings die Absicht bestehe, einen Teil der dort befindlichen Schweizerscheiben, über hundert an der Zahl, zu veräussern.

Um mit Eingaben an die Behörden nicht zu viel Zeit zu verlieren und jede Publizität zu vermeiden, die in diesem Stadium der Unterhandlungen hätte verhängnisvoll werden können, thaten sich fünf Freunde des Landesmuseums in Zürich zu einem Kaufkonsortium zusammen, dem die „Bank in Zürich“ in Berlin einen Kredit eröffnete, gross genug, um einige Aussicht auf Erfolg zu bieten. Ferner erklärten sich zwei befreundete Privatpersonen, die ins Vertrauen gezogen worden waren, bereit, falls wünschenswert, für bedeutende Beträge als Käufer mit aufzutreten.

Sowie alles Nötige in Ordnung war, reisten die Bevollmächtigten, Herr Dr. H. Zeller-Werdmüller als Quästor des Konsortiums und der Direktor, am 14. April von Zürich ab. Es erschien beiden als freundliches Omen, dass die erste bekannte Person, welche sie tags darauf in der Frühe am Bahnhof in Frankfurt antrafen, ein hervorragender schweizerischer Kunstfreund war, der leider seitdem verstorbene Herr K. Vischer-Merian von Basel, der sich angelegentlich nach dem Zweck des „Raubzuges“ erkundigte und unter dem Versprechen strengster Diskretion guten Erfolg wünschte. Auf der Durchreise besuchten sie in Weimar den Grafen Henckel, von dem sie vernahmen, dass das Rittergut Gröditzberg ein Jahr vorher durch Kauf in seinen Besitz übergegangen sei und dass die Schweizerscheiben sich früher

teilweise auf der restaurierten Burgruine Gröditzberg befunden hatten. Gröditzberg liegt in der Nähe der Station Bunzlau an der Linie Dresden-Breslau in einer welligen, ziemlich bewaldeten Ebene, aus welcher der Gröditzberg, ein Basaltkegel, vereinzelt emporsteigt und dadurch zu einem Aussichtspunkt und beliebten Ausflugsziel für die Bewohner dieses Teiles von Schlesien geworden ist. Die alte, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaute und im dreissigjährigen Kriege grösstenteils zerstörte Burg wurde von frühern Besitzern durch Aufsetzen eines Stockwerkes in neugotischem Stil auf das Erdgeschoss des alten Palas wieder in stand gestellt und später als Sommerwirtschaft vermietet. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese romantische Restauration die Veranlassung zu dem Ankauf der Usterischen Sammlung gegeben hat, denn ungefähr die Hälfte der Scheiben war in die Fenster und Glashüren (!) der alten Feste eingesetzt, während die andere Hälfte sich in dem sogenannten neuen Schloss am Fusse des Hügels, einem präntiösen, aber langweiligen Rokokobau von 1740 befand. Ein Rest von sieben unbedeutenden Scheiben wurde offenbar der an dem Abhang zwischen den beiden Schlössern gelegenen kleinen Dorfkirche geschenkt, wo sie sich zur Stunde noch befinden.

Es ist nicht zu verwundern, dass die Glasbilder in der alten Burg, in welcher im Sommer an jedem schönen Sonntag öffentliche Tanzbelustigung abgehalten wird, ziemliche Beschädigungen zeigten, während diejenigen im unteren Schlosse bloss dadurch gelitten hatten, dass sie, um in die Fensteröffnungen eingepasst zu werden, von barbarischen Glasern zum Teil oben oder unten beschnitten worden waren. Graf Henckel verdient den Dank aller Kunstfreunde, dass er die Glasmalereien ohne Verzug aus dem obern Schloss entfernen liess, wo sie leider schon zu lange vielen Gefahren ausgesetzt gewesen waren. Beim Eintreffen der Zürcher in Gröditzberg befanden sich sämtliche Scheiben in dem unteren Schlosse. In diesem selbst waren hauptsächlich der Rittersaal, ein frostiger hoher Staatsraum, und die sogenannte Rittmeisterstube mit Glasmalereien geschmückt. Die beiden Experten machten sich unverzüglich an die Katalogisierung der 108 Scheiben, indem es nicht sicher war, ob schliesslich mit Graf Henckel ein Verkauf zu stande

kommen werde. Dabei stellte es sich heraus, dass gerade die schönsten Glasgemälde und namentlich diejenigen, welche die bei Grünfeld erworbenen Serien vervollständigen würden, in die beiden grossen Fenster des Rittersaales eingesetzt waren, welche Graf Henckel vorher brieflich von einem allfällig abzuschliessenden Kaufe ausgenommen hatte.

Nach Beendigung der summarischen Katalogaufnahme und Taxation, begaben sich die Experten über Berlin und Dessau, wo zum Vergleich die Sammlung schweizerischer Glasgemälde in Wörlitz besichtigt wurde, nach der ehrwürdigen Wartburg. Dort weilte nämlich vorübergehend Graf Henckel wegen der Anwesenheit des deutschen Kaisers, welcher der Auerhahnjagd in den Thüringer Wäldern oblag. Graf Henckel (der vor die Alternative gestellt war, die herausgenommenen sowohl als die noch in den Fensterrahmen befindlichen, schadhafte Glasgemälde einer gründlichen Restaurierung, die in Norddeutschland nicht leicht gewesen wäre, zu unterziehen oder sie zu veräussern) erklärte sich schliesslich bereit, mit Rücksicht auf ihre zukünftige Bestimmung als Zierde des nationalen Museums der Schweiz, sämtliche Scheiben en bloc zu dem Preise von 70,000 Mk. nebst einer Kopie des grossen Pannerträgers aus der March (Schwyz) von 1507 abzutreten. Der Kaufvertrag wurde gleich aufgesetzt und datiert „Wartburg“, was dem Geschäft noch eine besondere Weihe verlieh. Von Dresden aus, wohin die beiden Delegierten zurückkehrten, erfolgte die Bezahlung und die Abnahme der 108 Scheiben, welche schon am 2. Mai, in zwei grosse Kisten verpackt, wohlbehalten in Zürich eintrafen.

Über die ursprüngliche Zusammensetzung der Sammlung Usteri giebt ein altes Verzeichnis, das Graf Henckel den Delegierten überliess, Aufschluss. Herr Benecke von Gröditzberg, der frühere Besitzer des Schlosses, kaufte 156 Scheiben, die zweifelsohne identisch sind mit der Sammlung Usteris, wie sie 1828 nach Strassburg verkauft wurde (der Tradition nach um 100 Gulden, während Herr Benecke von Gröditzberg 1500 Thaler dafür bezahlt haben soll). Von diesen 156 Scheiben wurden achtzehn bei Grünfeld verkauft, sieben befinden sich noch in der Kirche zu Gröditzberg, 108 sind nun in Zürich, und der Rest von 23 sollte laut lokaler Überlieferungen 1854 von der

Familie Benecke zuerst nach Charlottenburg genommen und nachher nach England verkauft worden sein. Diese scheinen nach einem bestimmten System ausgewählt worden zu sein. Von den grossen Kirchenscheiben fehlt bloss eine; man hatte es offenbar mehr auf Kabinettscheiben aus der besten Zeit der Glasmalerei abgesehen, wie aus den folgenden kurzen Beschreibungen des ursprünglichen Verzeichnisses hervorgeht:

Nr. 17/10. Jörg von Hinwyl, Wappenschild mit Helmzierde, rund, wol conservirt. Höhe 14 " im Diam. von 1512. in Holzrahm.

Nr. 22/153. Rochius Mollmann, Wappen mit Figuren. Höhe 8¹/₂ ", von 1528.

Nr. 25/138. Wappen von Cham mit einer nackten Frau zur Schildhalterin, oben Gesichtgen, dat. 1533.

Nr. 26/136. Frau bey einem Brunnen, Holzhalb. Höhe 17 ", Breite 13 ". dat. 1534. Schön.

Nr. 27/9. Schön gekleideter Mann und Frau, die einen Weggen halten, oben ein Kufertanz, Jakob Ziegler. Höhe 17 ", Breite 13 ", dat. 1536. Ganz conservirt.

Nr. 32/8. Peter Fuessli und Ludi Stapfer, vorzüglich schön mit ihrem Wappen. Höhe 10¹/₂ ", Breite 8 ", dat. 1546. In einem Goldrähmchen.

Nr. 40/147. Ein Amtsgericht zu Regensperg mit vielen Wappen. Höhe 12 ", Breite 9 ", dat. 1579.

Von Nr. 27/9 sind uns in dem Usterischen Nachlass in dem Künstlergütli (L 23 P 47 und 48) zwei Kopien erhalten, die eine in Federzeichnung, die andere nach Usteris Manier sorgfältig in Farben ausgeführt. Ob diese Wappenscheiben aus der Glanzzeit der schweizerischen Glasmalerei ihre früheren Kameraden je in dem Landesmuseum treffen werden, ist unsicher; nach den bisher gemachten Erfahrungen erscheint es nicht unmöglich, und hoffen kann man ja immer. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass der verschwundene Rest der Usteri-Sammlung gegenwärtig eifrig gesucht wird.

Soweit ist dieser Bericht teilweise einer Serie von Artikeln entnommen, welche schon im Juni erschienen sind. Die Nachforschungen nach den angeblich nach England gewanderten Kabinettscheiben waren seitdem insofern von Erfolg gekrönt, als zwei der schönsten — die oben mit Nr. 26/136 und Nr. 27/9 bezeichneten — in den Besitz des

Landesmuseums gelangt sind; erstere durch Ankauf, letztere auf dem Tauschwege dank des gütigen Entgegenkommens der Kaiserin Friedrich von Deutschland, worüber in dem Jahresbericht für 1895 Näheres enthalten sein wird.

Die 108 Scheiben von Gröditzberg liess das Konsortium sofort nach der Ankunft in Zürich auf dem Kaufhaus von den vorsichtshalber aufgeklebten Papierumhüllungen befreien und teils definitiv, teils provisorisch ergänzen, worauf sie im Monat Juni im Kreuzgang des Fraumünsters öffentlich ausgestellt wurden. Mit Bewilligung der Gottfried Keller-Stiftung wurden die auf der Auktion Grünfeld ersteigerten Glasgemälde, wovon einzelne den nämlichen Serien angehören, mitausgestellt und von Herrn Prof. Dr. J. R. Rahn ein Katalog verfasst, der mit dem Farbendruck einer Basler Standesscheibe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts geschmückt ist.

Das Konsortium war von Anfang an entschlossen, dafür zu sorgen, dass der Kern der Usteri-Sammlung seine bleibende Stätte nirgends anders als in dem Landesmuseum finden solle. Sein Wunsch wäre es gewesen, alle 108 Scheiben als Ganzes beisammen zu lassen, die Frage war bloss, auf welche Weise die Sache für den Bund finanziert werden könne. Den Ausweg, mit einer Extrakreditforderung an die Bundesversammlung zu gelangen, wollte man nur im Notfalle betreten; der Rest des Merianfonds hätte annähernd zur Rückzahlung der Kaufsumme genügt, allein es stellten sich hier ebenfalls Schwierigkeiten in den Weg. Das Konsortium wandte sich deshalb an die eidgenössische Kommission der Gottfried Keller-Stiftung, welche jährlich über bedeutende Geldmittel zu verfügen hat, und anerbote ihr die ganze Sammlung zum Selbstkostenpreis. Die Kommission lehnte diese Offerte ab, erklärte sich dagegen bereit, eine Auswahl der besten Stücke zu einer von den beiden Kontrahenten festzusetzenden Taxation zu übernehmen. Seinerseits stellte das Konsortium die Bedingung, dass die Scheiben dem Landesmuseum einverleibt werden müssen. Infolge dieses Übereinkommens gingen 32 Glasmalereien zu dem Preise von siebzigtausend Franken in den Besitz der Gottfried Keller-Stiftung über. Von den verbleibenden 76 Glasgemälden beschloss das Konsortium, einen Teil der

mehr privates als öffentliches Interesse besitzenden Privatscheiben aus dem Ende des 16. und dem 17. Jahrhundert dem Verkauf an schweizerische Liebhaber und Sammler auszusetzen, wobei man namentlich darauf rechnete, dass einzelne Familien ihre Wappenscheiben zurückkaufen werden. Der Verkauf wurde öffentlich ausgeschrieben und die Glasmalereien auf dem Helmhause in Zürich zur Besichtigung aufgelegt. Der Erfolg war ein unerwartet günstiger. In wenigen Tagen waren 41 Scheiben und Scheibenfragmente (letztere in dem Katalog nicht beschrieben) zu dem Gesamtpreis von 31,050 Fr. an Private verkauft, welche teils aus Familienpietät, teils aus Kunstsinn oder Patriotismus an der Liquidation sich beteiligten.

Dieses günstige Ergebnis ermöglichte es dem Konsortium, zu Ende des Jahres dem Landesmuseum eine erste Schenkung von 31 Glasmalereien zu machen, von denen die meisten nach Vollziehung des Verkaufes an die Gottfried Keller-Stiftung beiseite gelegt worden waren, in der Voraussicht, sie auf diesem Weg dem Landesmuseum zuwenden zu können. Ausserdem behielt das Konsortium einstweilen fünf der besten Scheiben in der Hand zur Deckung für die als Fortsetzung des ersten Einkaufes unternommenen weiteren Operationen zum Nutzen des Landesmuseums, deren erfreuliche Abwicklung in dem nächsten Jahresbericht beschrieben werden wird.